



dot:
books

ANITA BURGH

Das Erbe von

RESPRYN
HALL

ROMAN



Über dieses Buch:

London, 1952: Die junge Krankenschwester Jane Reed begegnet auf einer Party dem charmanten Studenten Alistair Redland - und beide fühlen sich sofort wie magisch voneinander angezogen. Es beginnt eine zarte Liebesgeschichte, die so wundervoll und perfekt ist, dass Jane ihr Glück kaum fassen kann. Als Alistair ihr gesteht, dass er der zukünftige Earl of Upnor ist und sie auf den Landsitz seiner Familie einlädt, freut sich Jane zunächst auf ihren gemeinsamen Besuch in Respryn Hall. Schon glaubt sich Jane in einem Märchen - doch der frostige Empfang, den sie dort durch die besitzergreifende Mutter Alistairs erhält, lässt Jane verzweifeln: Kann sie in diesem Haus jemals glücklich werden? Doch ein Blick in Alistairs Augen und Jane weiß, dass sie gemeinsam für ihre Träume kämpfen werden, koste es, was es wolle ...

Über die Autorin:

Anita Burgh wurde 1937 in Gillingham, UK geboren und verbrachte einen Großteil ihrer Kindheit in Cornwall. Ihre 24 Bücher wurden in mehrere Sprachen übersetzt und feierten internationalen Erfolg. Mittlerweile lebt Anita Burgh mit ihrem Mann und zwei Hunden in einem kleinen Dorf in den Cotswolds, Gloucestershire.

Bei dotbooks veröffentlichte Anita Burgh auch ihre Romane »St. Edith's: Hospital der Herzen«, »Glückssucherinnen«, »Der Weg zum Herzen einer Frau«, »Wo deine Küsse mich finden«, »Das Lied von Glück und Sommer«, »Wo unsere Herzen wohnen«.

Außerdem veröffentlichte Anita Burgh bei dotbooks ihre Familiensaga »Die Töchter Cornwalls« mit den drei

Einzelbänden: »Morgenröte«, »Sturmwind« und
»Dämmerstunde«.

eBook-Neuausgabe Februar 2021

Die englische Originalausgabe erschien erstmals 1987 unter dem Originaltitel »Distinctions of Class« bei Chatto & Windus, London. Die deutsche Erstausgabe erschien 1995 unter dem Titel »Wenn du nur wagst zu träumen« bei Knauer.

Copyright © der englischen Originalausgabe 1987 by Anita Burgh

Copyright © der deutschen Erstausgabe 1995 Droemersch Verlagsgesellschaft Th. Knauer Nachf., München

Copyright © der Neuausgabe 2021 dotbooks GmbH, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.

Titelbildgestaltung: Nele Schütz Design unter Verwendung von shutterstock/Ysbrand Cosijn, Evgeny Karandaev, Shutova Elena, Nicola Pelham

eBook-Herstellung: Open Publishing GmbH (CG)

ISBN 978-3-96655-474-9

Liebe Leserin, lieber Leser, wir freuen uns, dass Sie sich für dieses eBook entschieden haben. Bitte beachten Sie, dass Sie damit ausschließlich ein Leserecht erworben haben: Sie dürfen dieses eBook - anders als ein gedrucktes

Buch - nicht verleihen, verkaufen, in anderer Form weitergeben oder Dritten zugänglich machen. Die unerlaubte Verbreitung von eBooks ist - wie der illegale Download von Musikdateien und Videos - untersagt und kein Freundschaftsdienst oder Bagatelldelikt, sondern Diebstahl geistigen Eigentums, mit dem Sie sich strafbar machen und der Autorin oder dem Autor finanziellen Schaden zufügen. Bei Fragen können Sie sich jederzeit direkt an uns wenden: info@dotbooks.de. Mit herzlichem Gruß: das Team des dotbooks-Verlags

Sind Sie auf der Suche nach attraktiven Preisschnäppchen, spannenden Neuerscheinungen und Gewinnspielen, bei denen Sie sich auf kostenlose eBooks freuen können? Dann melden Sie sich jetzt für unseren Newsletter an: www.dotbooks.de/newsletter.html (Versand zweimal im Monat - unkomplizierte Kündigung-per-Klick jederzeit möglich.)

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat, empfehlen wir Ihnen gerne weitere Bücher aus unserem Programm. Schicken Sie einfach eine eMail mit dem Stichwort »Das Erbe von Respryn Hall« an: lesetipp@dotbooks.de (Wir nutzen Ihre an uns übermittelten Daten nur, um Ihre Anfrage beantworten zu können - danach werden sie ohne Auswertung, Weitergabe an Dritte oder zeitliche Verzögerung gelöscht.)

Besuchen Sie uns im Internet:

www.dotbooks.de

www.facebook.com/dotbooks

www.instagram.com/dotbooks

blog.dotbooks.de/

Anita Burgh
Das Erbe von Respryn Hall

Roman

Aus dem Englischen von Traudl Weiser

dotbooks.

*Für Billy und Pete
aus verschiedenen Gründen
mit derselben Liebe*

The rich man in his castle,
The poor man at his gate,
God made them, high or lowly,
And ordered their estate.

Mrs. C. F. Alexander

Prolog

Jane Reed saß allein im Heck des Flugzeugs. Jane war immer allein, wenn die Turbinen mit schreiender Intensität aufheulten und die Maschine zu zittern begann. Sie mußte mit ihrer Angst allein sein; das Vertrauen, die Späße anderer vergrößerten ihre Angst nur. Allein fühlte sie sich besser.

Das große Flugzeug begann zu rollen. Das war der Zeitpunkt, an dem sie immer vorhatte aufzustehen und darauf zu bestehen, auszusteigen. Sie tat es jedoch nie. Die Kraft, die die Maschine über die Startbahn katapultierte, drückte sie in ihren Sitz zurück. Sie schloß die Augen, um die erschreckende Geschwindigkeit, die sie spürte, nicht auch noch zu sehen. Die Knöchel ihrer Finger traten weiß hervor, so fest verkrampfte sie ihre Hände ineinander.

Wir sind genau wie selbstmörderische Lemminge, sitzen hier, dachte sie, als das Flugzeug auf den Punkt, von dem es kein Zurück mehr gibt, zuraste.

Jane hatte alles probiert - Hypnose, Valium, Gin, sogar Pot -, aber es gab keine Droge, keine Therapie, die dieser sonst so selbstsicheren Frau die Angst vorm Fliegen nehmen konnte.

Der große, mit Chintz bezogene Sessel, in dem sie saß, betonte ihre zierliche Figur. Sie war für die Reise leger gekleidet und trug einen gutgeschnittenen Sportanzug aus feinsten Seide, der jedoch nicht für den Sport bestimmt war. Das Grau des Stoffs paßte genau zu dem Grau ihrer großen Augen, die jetzt von geschlossenen Lidern bedeckt waren. Die handgefertigten Schuhe, die um ihre Schultern drapierte Schal von Hermès, die Kaskade goldener Ketten

um ihren Hals kündeten von ihrem Reichtum, ehe man überhaupt die großen Diamantringe bemerkte, die an ihren manikürten Händen funkelten.

Wäre sie nicht so berühmt, es wäre unmöglich gewesen, ihr Alter zu schätzen. Ihre Haut war makellos und besaß noch immer den rosigen Schimmer einer viel jüngeren Frau. Die wenigen feinen Linien um ihre Augen schienen nur deren Größe und Schönheit zu unterstreichen, als wären sie von einer geschickten Kosmetikerin aufgetragen worden. Ihre Lippen waren voll. Die hohen Wangenknochen und das feste Kinn waren nie mit dem Skalpell eines Schönheitschirurgen in Berührung gekommen. Ihr kleiner, leichter Körper vermittelte den Eindruck von Zerbrechlichkeit, der die Zähigkeit verschleierte, zu der Jane fähig war. Die Menschen wollten ihr immer helfen und sie beschützen, und Jane hatte gelernt, diese Tatsache zu ihrem Vorteil zu nutzen. Aber sie war berühmt, und wo immer ihr Name gedruckt wurde, stand in Klammern – damit es die ganze Welt sah – ihr Alter daneben. Nicht, daß es Jane etwas ausmachte, denn bei ihrem Aussehen war es irrelevant, in den Vierzigern zu sein.

»Du kannst die Augen öffnen, den Sicherheitsgurt aufmachen und dir eine Zigarette anzünden. Wir sind in der Luft!« Jane entging der geduldige Humor in Frans Stimme nicht. Vorsichtig öffnete sie die Augen und grinste die Frau an, die vor ihr stand. »Ich bin albern, nicht wahr?«

»Verdammt albern, wenn man in Betracht zieht, wie oft du fliegst.«

»Ist es ungefährlicher, als die Straße zu überqueren?«

»Aber ja. Fliegen ist die sicherste Art zu reisen.«

»Aber ich habe immer das Gefühl, in meinen Sarg zu steigen, wenn ich an Bord gehe.«

»Ich weiß.«

»Du weißt es?«

»Das sollte ich wohl.« Fran lachte. »Nach jedem Start führen wir die gleiche alberne Unterhaltung.«

»Wirklich?«

»Ja, liebe Jane. Wort für Wort!« Fran plumpste in den gegenüberliegenden Sessel. »Möchtest du einen Drink?«

Jane nickte, und Fran drückte den Klingelknopf, um die Stewardess zu rufen. Mit einem festgefrorenen Lächeln stellte sie bereits eingegossene Drinks vor sie hin.

Jane beobachtete das Mädchen, das sich durch den Mittelgang nach vorn schlängelte. Die Uniform im Schottenmuster sah lächerlich aus. Sie paßte einfach nicht zum Dekor. Jane wußte, daß das ihr Fehler war. Die mit Chintz bezogenen Sessel, die Seidentapeten mit den dazu passenden Vorhängen hatten bewirken sollen, daß der Innenraum der Maschine wie ein Salon aussah, damit Jane die Illusion hatte, sich nicht in der Luft zu befinden. Die Idee hatte ihren Zweck verfehlt. Mit Chintz ausgestattete Flugzeuge sahen nicht gut aus. Der zwitterhafte junge Designer, der bei ihrem Vorschlag wütend mit seinen Gucci-Schuhen aufgestampft hatte, hatte von Anfang an recht gehabt. Sie mußte das Interieur ändern lassen.

»Kaschmir! Grüner Kaschmir, das ist die Lösung.«

»Wofür?« Fran blickte von den Unterlagen auf, die sie durchsah. »Für dieses Flugzeug. Sieh es dir doch an! Es sieht wie ein fliegendes Bordell aus. Es ist scheußlich. Ich möchte, daß das Dekor sofort nach meiner Rückkehr geändert wird. Auch die Uniform der Stewardess. Irgendwas Schottisches, aber kein verdammtes Schottenmuster, und laß diesen ganzen Chintz verschwinden.«

»Mit dem Chintz bin ich einverstanden - nur schade um das Schottenmuster.«

»Aber es wirkt außerhalb von Schottland immer so fehl am Platz.«

»Hell oder dunkel?«

»Hell.«

»Ich setze mich mit Campbells von Beaully in Verbindung.« Fran notierte es in ihrem riesigen Notizblock,

den sie immer bei sich hatte.

»Weißt du, Fran, ich sehe keinen Grund, warum wir den Kaschmir nicht selbst herstellen könnten. Wir produzieren Tweed, Wolle, Seide – warum nicht auch Kaschmir? Wir müssen nur herausfinden, ob dafür spezielle Webstühle erforderlich sind.« Sie betrachtete den jetzt anstößigen Chintz. »Glaubst du, man kann damit Möbel beziehen?«

»Ich bezweifle es. Er würde meinem riesigen Hintern nicht lange standhalten.« Fran schnaubte verächtlich.

Jane runzelte mißbilligend die Stirn. »Setz dich nicht so herab, Fran.«

»Es stimmt, ich habe einen großen Hintern.«

»Es ist nicht nötig, dauernd davon zu reden«, entgegnete Jane scharf. Sie haßte die Art, wie sich Fran selbst erniedrigte. Frans Figur war gewiß einzigartig – ihr breites Gesicht schien kinnlos mit dem kräftigen Hals auf ihrem untersetzten Rumpf zu verschmelzen, der in zwei stämmigen Beinen endete. Nach all diesen Jahren wurde sich Jane Frans Figur nur bewußt, wenn Fran darüber sprach. Doch bei jeder Begegnung mit Fremden machte Fran innerhalb von Sekunden eine Bemerkung über ihre Figur. Sie behauptete, sie spräche davon, um den anderen zuvorzukommen, aber Jane spürte, daß es aus Verlegenheit über ihre Unförmigkeit geschah. Während der Vorstellung, welcher Kummer und welche Unsicherheit Fran beherrschten, wurden in Jane gleichzeitig Erinnerungen an die Qualen und Selbstzweifel geweckt, unter denen sie früher gelitten hatte und von denen sie gern glaubte, sie begraben zu haben.

»Mein Verhalten irritiert dich, nicht wahr?«

»Etwas.« Jane lächelte entschuldigend und bereute es schon, ihre Freundin angeschnauzt zu haben.

»Ihr Haut-und-Knochen-Modeduppen habt es gut.«

»Haut und Knochen! Ich? Du machst Witze. Mein Busen ist viel zu groß.«

»Du darfst also sagen, daß dein Busen zu groß ist, aber mir erlaubst du keine Bemerkung über den denkwürdigen Umfang meines Hinterns?«

»Gewonnen!« Jane bot Fran aus ihrem goldenen Etui, das mit Saphiren in Form der Initialen, die einmal ihre gewesen waren, verziert war, eine Zigarette an.

»Auf Max Shielbergs Party, vor ein paar Tagen, hast du hübsch ausgesehen«, sagte Jane lächelnd.

»Pah! Der Vergleich mit einem Beduinenzelt wäre wohl angebrachter.«

»Ich habe nicht immer so wie jetzt ausgesehen. Ich habe Jahre daran gearbeitet. Und Geld ist auch hilfreich dabei.«

»Alles Geld dieser Welt würde mein Aussehen nicht verändern.«

»Ich liebe dich so, wie du bist.«

»Ich weiß nicht, ob das ein Kompliment sein soll«, entgegnete Fran lächelnd.

»Mein Gott, bin ich müde«, seufzte Jane und streckte die Arme über ihren Kopf.

»Man sieht es dir nicht an - wie üblich.« Fran betrachtete ihre Freundin. »Warum bist du gestern abend nicht noch auf einen Sprung zu mir gekommen?«

»Ich hatte es vor, aber es war schon spät. Ich wollte dich nicht wecken.«

»Offizielle Empfänge dauern gewöhnlich nicht so lange.« In Frans Stimme lag ein neckender Unterton.

»Hat er auch nicht. Um zehn Uhr war er zu Ende, dann bin ich ...«

»Irgendwohin gegangen. War es interessant?«

»War er interessant, meinst du wohl.« Jane lachte ihre Freundin an. »Nein ... nicht, was du denkst. Aber er ist ein sehr interessanter Mann. Ein brasilianischer Diplomat, der über den Trust und die Möglichkeit einer Unternehmensgründung in Brasilien mit mir sprechen wollte. So, jetzt weißt du's.«

»Affären müssen irgendwo anfangen.«

»Fran, du bist unmöglich. Schlimmer als eine Mutter! Ein paar Drinks, und du glaubst, ich hätte eine Affäre.«

»Ich wünschte, du hättest eine, Jane«, sagte Fran plötzlich ernst. »Für eine Frau deines Aussehens gönnst du dir viel zu wenig.«

»Meine liebe Freundin, allein die Vorstellung, in meinem Alter eine Affäre anzufangen, ist erschreckend. Einen Fremden kennenzulernen, dieses quälende Warten auf das Läuten des Telefons – ruft er an, ruft er nicht an? – Nein, wirklich, das kann ich mir nicht antun.«

»Dann fang keine Affäre mit einem Fremden an, sondern mit einem alten Freund.«

Jane warf ihr einen scharfen Blick zu. »Und was willst du damit sagen?«

»Ich meine nur ...«

»Man kann die Zeit nicht zurückdrehen. Das funktioniert nie, Fran.«

»Weißt du was? Ich glaube, du hast nur Angst davor. Ich hätte nie gedacht, daß du ein Feigling bist.«

»Nun, man lernt jeden Tag etwas Neues dazu, nicht wahr?« sagte Jane leichthin.

Jane sah, daß sich Fran auf ein längeres Gespräch einstellte, aber sie schleuderte ihre Schuhe von den Füßen und machte es sich in dem geräumigen Lehnstuhl bequem.

»Willst du schlafen?« Die Enttäuschung in Frans Stimme war nicht zu überhören.

»Ich mache nur ein Nickerchen. Weck mich zum Dinner.« Sie lehnte sich mit geschlossenen Augen zurück. Es gibt Zeiten, dachte sie, da kann Fran meine Gedanken lesen. Es schien fast, als wüßte sie über den Brief Bescheid.

Ihre Hand ruhte beschützend auf ihrer Handtasche. Hin und wieder tätschelte sie die Tasche wie ein Schoßhündchen, wobei ein sanftes Lächeln ihre Lippen umspielte. In der Tasche lag ein Brief, vom dauernden Lesen zerknittert; ein Brief, den sie vor Jahren ohne

Probleme beantwortet hätte. Doch jetzt? Sie war dankbar für diese Stunden, hoch über dem Atlantik, weil sie ihr Zeit zum Nachdenken ließen. Jane Reed mußte eine Entscheidung treffen: eine Entscheidung, die ihr außergewöhnliches Leben verändern konnte. Wieder einmal.

Teil I
1951-55

Kapitel 1

Ihre Kindheit war voller Lärm gewesen. Der Verkehr dröhnte an ihrer Haustür vorbei; Züge rangierten unablässig auf den Gleisen zwei Straßen weiter; durchdringendes Geschrei spielender Kinder war von morgens bis abends zu hören; Nachbarn stritten endlos hinter dünnen Wänden. In regelmäßigen Abständen rief das klagende Heulen der Fabriksirene die Schichtarbeiter zum Dienst.

Jane lag in ihrem schmalen Bett. Das Zimmer war so klein, daß nur noch ein Nachttisch, ein niedriges Bücherregal, ein Kinderschreibtisch und ein Stuhl darin Platz hatten. Ein schäbiger, schwarzbrauner Flickenteppich lag auf dem Linoleumboden, der früher blaurosa gemustert gewesen war, doch durch das ständige Polieren zu einem dumpfen Beige verblaßt war. Der unbenutzte Gasometer hing bedrohlich über ihrem Kopf, und das darin verschlossene Gas verursachte Jane ständig Alpträume. Die Wände waren mit Temperafarbe gestrichen und die Pinselstriche deutlich zu sehen. Weil die Farbe ständig abblätterte, wurde der Anstrich jedes Jahr erneuert und dunkler. Jetzt hatte die ursprünglich hellrosa Farbe einen düsteren lachsfarbenen Ton. Die grünen Vorhänge vor dem kleinen Schiebefenster paßten weder zu den rosa Wänden noch zu dem blaugeblühten Stoff, der vor der Nische hing, die als Schrank diente.

Als die Fabriksirene zur Frühschicht rief, wachte Jane auf und wartete auf das nächste, sich jeden Morgen wiederholende Geräusch. Durch die dünne Wand hörte sie das schrille Läuten des Weckers ihres Nachbarn. Er fluchte, als er den Wecker abstellte und ihn dabei polternd zu Boden stieß. Die Sprungfedern quietschten, als er sich

aus seinem Bett hievte. Sie konnte sich vorstellen, wie er sein fettiges, schwarzes Haar aus der Stirn schob, während er nach seinen schweren Stiefeln tastete. Zwei laute Schritte, und das Schiebefenster wurde geöffnet. Sie schloß die Augen, als könnte sie damit das Geräusch unhörbar machen, vor dem ihr graute und das sie jeden Morgen, außer sonntags, hörte. Am Sonntag, wenn er länger schlief, blieb ihr das Räuspern und Spucken erspart, mit dem er seine Lungen vom Schleim befreite und die Klumpen auf das Wellblechdach des Schuppens unterhalb seines Fensters spuckte. Später würde seine Mutter mit einem Eimer Wasser und Desinfektionsmittel den Schleim wegspülen, so daß in Janes Zimmer ständig der Geruch nach Desinfektionsmitteln hing. Allein sein Anblick erfüllte sie mit Abscheu. Sie wußte, daß ihre Nachbarn sie für hochnäsigt hielten, aber sie brachte es nicht fertig, mit dem Mann zu reden.

Unter ihrem Zimmer, in der Küche, hörte sie ihren Vater Zucker in die Teetassen rühren. Außer dem Scheuern des Hofes, was er einmal in der Woche tat, war das die einzige Tätigkeit, die er im Haushalt verrichtete. Sie war erstaunt, daß er sich nach dem Streit gestern abend die Mühe machte. Eine Tür wurde zugeknallt, und dann hörte sie schwere Schritte auf der Treppe. Er öffnete die Tür zu ihrem Zimmer - wie nett wäre es, dachte sie, wenn er nur einmal anklopfen würde. Er stellte die Tasse auf den grüngestrichenen Teewagen, der ihr als Nachttisch diente. Er grunzte. Er grunzte immer morgens, sprach selten. Sie sah ihn nicht an. Schweigend drehte er sich um und schlurfte den Gang entlang zum Zimmer ihrer Mutter.

Sie trank den süßen, orangefarbenen Tee schlückchenweise und wünschte sich, nicht an den gestrigen Abend denken zu müssen, aber die Erinnerung stahl sich wieder in ihr Bewußtsein. Es hatte kein warnendes Vorzeichen gegeben, doch das war nicht ungewöhnlich. In diesem Haus flammten Streit und Gewalt

mit deprimierender Regelmäßigkeit aus den wichtigsten Angelegenheiten auf.

Die drei hatten bei der Teestunde am Küchentisch gegessen – es hatte Fischplätzchen dazu gegeben, weil Freitag war.

»Ich habe mit dem Vorarbeiter gesprochen, Jane. Du kannst nächsten Monat anfangen zu arbeiten«, verkündete ihr Vater.

»Wie bitte?«

»Du hast mich gehört.«

»Ich habe es gehört, aber nicht verstanden.«

»Ach nein? Dann will ich es dir erklären«, sagte er sarkastisch. »Du bist über vierzehn. Es ist höchste Zeit, daß du die Schule aufgibst, dir einen Job suchst und deinen Lebensunterhalt verdienst, wie alle es tun.«

»Charlie! Red keinen Quatsch!« warf ihre Mutter ein.

»Ich rede keinen Quatsch. Vierzehn ist Schulabgangsalter, warum geht sie noch weiter zum Unterricht?«

»Vierzehn betrifft die Schüler, die kein Stipendium haben, das weißt du genau. Ich möchte, daß Jane bis zur sechsten Klasse in der Schule bleibt. Dann bekommt sie einen anständigen Job, und die Ausgaben machen sich bezahlt.«

»Sechste Klasse!« schnaubte er. »Wer redet jetzt Blödsinn?« Er starrte seine Frau wütend an.

»Dad, das Schulabgangsalter wird auf fünfzehn Jahre heraufgesetzt.«

»Stimmt! Deshalb sollst du jetzt mit der Schule aufhören, ehe das Gesetz in Kraft tritt.«

»Aber ich habe die Klasse nicht beendet und müßte ohne Abschluß abgehen. Dann wäre alles umsonst.«

»Ich habe immer gesagt, daß es umsonst ist. Und abgesehen davon, junge Frau, habe ich es, ehrlich gesagt, satt, dich zu ernähren. Ich arbeite mir die Finger wund,

während du dich auf deinem fetten Arsch rekelst und nichts tust. Ich zahle keinen Penny mehr für dich.«

»Du Bastard!« schrie ihre Mutter. »*Du* arbeitest dir die Finger wund, den Tag möchte ich erleben! Nein, du hast was vor, du gemeiner Kerl! Du willst mir eins auswischen, nicht wahr?«

»Red keinen so verdammten Blödsinn. Ich sagte, warum ich will, daß sie von der Schule abgeht..«

»Nein, dahinter steckt mehr.« Ihre Mutter starrte ihren Vater wütend an. »Du hast nie gewollt, daß sie aufs Gymnasium geht. Und jetzt, wo Jane es geschafft hat, willst du alles zerstören. Bist du denn nicht stolz auf deine Tochter?«

»Stolz? Auf wen?« Ihr Vater grinste sie höhnisch an. »Eine hochnäsige kleine Kuh ist sie mit ihrer vornehmen Bildung geworden. Und fühlt sich mir die ganze Zeit überlegen.«

»Dad, das ist nicht fair ...«

»Eifersucht!« warf ihre Mutter triumphierend ein. »Du erbärmliche Kreatur bist auf deine eigene Tochter eifersüchtig. Eifersüchtig, weil sie eine Chance hat, die du nie hattest.«

Jane sah ihren Vater scharf an. Sie hatte die Geschichte so oft gehört - daß ihr Vater ein Stipendium fürs Gymnasium bekommen, sein Vater ihm aber das Studium verboten hatte. Konnte das wirklich der Grund für sein Verhalten sein? Sie betrachtete das einst gutaussehende Gesicht, das jetzt von Bitterkeit gezeichnet war, und ihr Zorn schwand. Er tat ihr leid. Zaghafst streckte sie die Hand nach ihm aus.

»Dad, es tut mir leid. Ich habe nicht gedacht ...«

»Red nicht so dumm daher, Mädchen! Ich weiß nicht, welchen Blödsinn deine Mutter von sich gibt. Eifersucht? Warum sollte ich auf dich eifersüchtig sein? Ich arbeite hart für mein Geld und habe beschlossen, keinen Penny mehr

für dich auszugeben. So einfach ist das, verstehst du ...« Er lächelte sie an, doch sein Lächeln war voller Bosheit.

»Saufen!« Ihre Mutter war noch nicht mit ihm fertig. »Damit du mehr Geld für deine verdammte Kneipe hast, das ist der Grund, du selbstsüchtiger Scheißkerl!«

»Ich gebe mein Geld aus, wie ich es, verdammt noch mal, will! Und wenn du nicht die Klappe hältst, Maeve, kriegst du auch keinen Penny mehr.« Ihre Eltern zündeten sich Zigaretten an, inhalierten tief und schoben gleichzeitig ihre Teller beiseite, als wollten sie Platz für einen Kampf schaffen. Wie Boxer, die ihre Muskeln spielen lassen, saßen sie sich am Tisch gegenüber. Das Anfauchen und Schimpfen ging weiter, und mit jeder Bemerkung verletzten sich die beiden tiefer. In diesem Streit war für Jane kein Platz mehr. Ihre Eltern konzentrierten sich mit geübter Ungeniertheit völlig darauf, sich gegenseitig zu zerstören.

Das war eine allzu vertraute Szene, und Jane wußte, daß es keinen Sinn hatte, zu bleiben. Sie sammelte die Teller ein, spülte das Geschirr, stellte es weg und floh in ihr Zimmer.

Außerdem ist Freitag, dachte sie traurig. In ihrem ganzen Leben hatte sich der Freitag von anderen Tagen unterschieden. In ihrer Kindheit war es der Badeabend gewesen. Der mit Wasser gefüllte Waschkessel war erhitzt worden, und zwei riesige Kochtöpfe brodelten auf dem Gasherd. Die Zinkwanne wurde von ihrem rostigen Haken im Hof genommen und vor das Feuer gestellt. Da hatte sie im Wasser gesessen und die Wärme und die hübschen Farben, die der Schein des Feuers auf ihre Haut warf, genossen. Ihre Mutter hatte ihr das Haar eingeschäumt und Krüge voll Wasser über den Kopf gegossen, als würde sie unter einem Wasserfall sitzen. Dann war sie aus der Wanne gehoben und in ein vorgewärmtes Tuch gehüllt worden und durfte den ganzen Abend in ihrem Pyjama bleiben und Radio hören. Als sie älter wurde und sich ihr

Körper entwickelte, durfte sie nicht mehr vor dem Feuer baden, sondern mußte die Kälte in der Küche ertragen.

Und einmal im Monat bedeutete der Freitag einen Ausflug quer durch die Stadt zu ihrer Tante. Ihr Onkel besaß ein Geschäft, und die beiden lebten auf einem Hügel in einem Haus, das Erkerfenster, bunte Glastüren und einen kleinen Vorgarten hatte. Es war der Traum ihrer Mutter, in einer solchen Straße zu wohnen, wo das Haus durch den Garten vom Verkehr abgeschirmt war.

Der Hauptgrund für diese Besuche war der Fernsehapparat, den ihre Tante besaß. Ganz bestimmt gingen sie nicht wegen der Unterhaltung dorthin. Gleich nach ihrer Ankunft setzten sie sich vor das Zaubergerät und blieben bis Sendeschluß. Wenn Jane sehr viel Glück hatte, wurde sie von ihrer Tante eingeladen, über Nacht zu bleiben. Dann nahm sie ein luxuriöses Bad in einem richtigen Badezimmer mit glänzenden Fliesen und unerschöpflich heißem Wasser aus dem gigantischen Durchlauferhitzer, der über der Wanne summete und zischte.

Jane lag in ihrem Bett und sehnte sich nach Schlaf, aber der Streit unten ging mit unverminderter Heftigkeit weiter. Sie fragte sich, woher ihre Eltern die Energie für diese Auseinandersetzungen nahmen. Das Klirren zerbrechenden Glases ließ sie auffahren. Sie sprang aus dem Bett und hastete nach unten. Im Wohnzimmer standen beide wie erstarrt da und betrachteten die zerschmettete Glasschale, deren Scherben im Kamin und auf dem Teppich davor lagen.

»Mum! Dad! Um Gottes willen, hört damit auf!«

Langsam drehte sich ihre Mutter um. Jane war schockiert, als sie das verwüstete, tränenüberströmte Gesicht, die vor Zorn funkelnden Augen und den vor Bitterkeit verzerrten Mund sah.

»Sieh dir das an! Sie es dir an! Das einzige hübsche Stück, das ich besaß. Das einzige Stück ...« Und ihre

Mutter brach in ein schrilles Geheul aus, das eher tierisch als menschlich klang.

»Dad, wie konntest du das nur tun? Mum hat diese Schale geliebt!«

»Ganz recht, gib mir die Schuld. Ich habe das verdammte Ding nicht kaputtgemacht. Die blöde Kuh hat's selbst getan!« schrie er zurück.

Jane begann, vorsichtig die Glasscherben aufzuheben.

»Vielleicht können wir die Schale reparieren«, sagte sie hoffnungsvoll.

»Sei nicht so blöd. Sie ist kaputt.« Plötzlich gab ihre Mutter ihr einen Stoß. Jane sah sie erstaunt an. Ihre Mutter stieß sie wieder, härter. Ihre Finger stachen schmerzhaft in Janes Fleisch. »Siehst du, was du getan hast? Siehst du meine Glasschale?«

»Aber, Mum, ich war nicht mal hier. Ich habe die Schale nicht angefaßt.«

»Es ist deine Schuld! Deinetwegen ist sie zerbrochen! Deinetwegen haben wir angefangen zu streiten. Verdammt noch mal! Warum wurdest du nur geboren ...?«

Jane stand schockiert und sprachlos da. Dieser Satz schien zwischen ihnen in der Luft zu hängen. Ihre Eltern sahen genauso bestürzt wie sie aus. Ihr erster Impuls war zu weinen, aber ein plötzlicher Anflug von Zorn erstickte jedes Gefühl von Selbstmitleid.

»Ich habe nie darum gebeten, geboren zu werden! Gewiß nicht in dieses Loch, das wie eine Hölle ist!« schrie Jane, drehte sich um und hastete blindlings zur Tür hinaus und die Treppe hinauf, in ihr Zimmer. Erst dort, hinter der geschlossenen Tür, ließ sie ihren Tränen der Wut und des Kummers freien Lauf.

Kapitel 2

Jetzt war Tag. Es hatte Tage nach anderen Auseinandersetzungen gegeben, als das Leben einfach wie gewohnt weiterging, doch dieses Mal konnte sich Jane das nicht mehr vorstellen.

Zu den familiären Gewohnheiten zählte auch, daß Janes Mutter nach einem Streit mit ihrem Mann zu ihrer Tochter sagte: »Wäre es nicht deinetwegen, wäre ich längst gegangen ...« Aber sie war nie gegangen. Jane hatte immer angenommen, daß ihre Mutter aus Liebe zu ihr geblieben war. Deshalb konnte sich Jane an keine Zeit erinnern, in der sie nicht Schuldgefühle wegen des Elends ihrer Mutter gehabt hatte und sich als Hindernis betrachtete, das diese Frau davon abgehalten hatte, ein besseres und glücklicheres Leben zu führen. Aber jetzt ... »Warum wurdest du nur geboren?« Wie konnte man jemanden lieben, von dem man wünschte, er wäre nie geboren worden, und wie groß war der Schritt, sich zu wünschen, dieser Mensch wäre tot?

Jane wußte, daß ihr Vater sie nicht mochte - diese Tatsache mußte sie akzeptieren, denn er sagte es ihr häufig. Aber sie war überzeugt, daß es nicht immer so gewesen war. Sie konnte sich an eine Zeit während des Krieges erinnern, als sie auf seinem Schoß gesessen und den Geruch seines Tabaks genossen hatte, während ihr Kopf an seiner Brust lag, der rauhe Serge seiner Uniform ihre Wange kratzte und seine tiefe Stimme in ihrem Ohr dröhnte, als er ihr die Geschichte von Jane Squirrel aus dem einzigen Buch, das er ihr je gekauft und mit »Mit Liebe« signiert hatte, vorlas. Das Buch besaß sie noch immer, aber sie begriff nicht, was seine Einstellung ihr gegenüber verändert hatte. Das war vor langer Zeit

gewesen. Natürlich hatte es da diesen Zwischenfall mit dem Vogel gegeben. Vielleicht lag es daran.

Ein Nachbar hatte ihr ein Kätzchen geschenkt, und sie war außer sich vor Freude gewesen, als ihre Mutter ihr erlaubte, es zu behalten. Sie überhäufte das kleine Tier mit Liebe und ergötzte sich an seiner schnurrenden Zufriedenheit. Zwei Wochen, nachdem die Katze in ihr Leben getreten war, streunte sie in einem Garten am Ende der Gasse umher. Die alte Frau, die dort lebte, schleuderte einen Ziegelstein nach der Katze, der das Rückgrat der kleinen Kreatur zerschmetterte. Jane hatte das Tier, aus dessen Mäulchen Blut lief und das sich im Todeskampf wand, gefunden. Es starb in ihren Armen. Ihr Kummer war so groß gewesen, daß ihre Mutter sagte, sie dürfe nie wieder ein Tier haben. Deshalb hatte es sie überrascht, als ihr Vater ihr zum Geburtstag einen Wellensittich in einem Käfig schenkte. Er hatte sich über ihren Mangel an Begeisterung über das Geschenk geärgert. Sie hatte versucht, ihm zu erklären, daß sie Angst habe, noch ein Tier zu verlieren. Auch wollte sie kein armes Geschöpf besitzen, das in einem Käfig eingesperrt war. Vielleicht hatte sie sich ungeschickt ausgedrückt, denn er hatte ihr einen heftigen Schlag versetzt, sie ein undankbares Miststück geschimpft und war in den Pub gestürmt. Er kümmerte sich selbst um den Vogel, und sie konnte heimlich beobachten, wie er seine grünen und gelben Federn streichelte und ihn zärtlich betrachtete. Sie wünschte sich, dieser kleine Vogel zu sein, und ihr Vater würde sie auf diese Weise ansehen und berühren. Vielleicht hatte es an ihrer Einstellung dem Vogel gegenüber gelegen, daß ihr Vater sie nicht mehr liebte.

Jane schlüpfte aus dem Bett. Ihr Vater saß in der Küche vor einer Tasse Tee und las aufmerksam den *Daily Mirror*. Er ignorierte sie. Sie wusch sich Gesicht und Hände und wünschte wie immer, es gäbe ein Bad, wo sie sich allein waschen könnte. Sie goß sich Tee ein, setzte sich an den

Tisch und sah voller Ekel den Nachttopf neben der Hintertür stehen.

»Dad, können wir miteinander reden?« fragte sie nervös.

»Es gibt nichts zu bereden.«

»Aber die Schule bedeutet mir so viel.«

»Ich nehme es an, aber es gibt eine wichtige Lektion im Leben, die du lernen mußt: Man bekommt nicht immer, was man haben möchte. Je früher du das lernst, um so besser.«

»Aber ...«

»Das Thema ist abgeschlossen. Ich gehe in meinen Schrebergarten.« Er zog seine Jacke an und ging zur Tür. »Leer den Pißpott für mich aus«, sagte er und stapfte mit seinen schweren Stiefeln in den Hof hinaus. Sie hörte das Quietschen des Fahrrads, als er es aus dem Schuppen zerrte. Er wollte sie demütigen. Er wußte, wie sie diesen Nachttopf verabscheute, wie sie sich jahrelang geweigert hatte, selbst einen zu benützen und es tapfer vorgezogen hatte, in Kälte und Dunkelheit, mit einer Taschenlampe bewaffnet, aufs Klo im Hof zu gehen. Angeekelt griff sie nach dem Topf und trug ihn vorsichtig in den Hof. Stechender Uringestank stieg ihr in die Nase, als sie den Inhalt hastig ins Klo leerte und die Kette des Spülkastens zog. Zurück in der Küche, erhitzte sie Wasser im Kessel, spülte den Nachttopf aus und schrubbte sich hinterher die Hände mit *Lifeboy*-Seife.

Dann ging sie ins Wohnzimmer, säuberte den Feuerrost, las sorgfältig die restlichen Glasscherben auf und legte sie in der vergeblichen Hoffnung beiseite, daß damit noch etwas anzufangen sei. Sie schaute sich in dem kleinen Zimmer um, sah das mit Plüsch bezogene Sofa, den abgenutzten Kunstledersessel ihres Vaters, den Eßtisch mit seinen häßlichen, wulstigen Beinen, der den Staub anzuziehen schien, den die Fabrik jeden Tag ausspuckte. Sie rückte das Bild mit den Kamelen in der Sahara zurecht und fragte sich, warum es sie deprimierte. Sie betrachtete sich im Spiegel - mit abgeschrägter Kante, pflegte ihre

Mutter stets voller Stolz zu sagen. Sie haßte dieses kleine Haus und diesen häßlichen Raum, dessen untere Wandverkleidung abzublättern begann. Sie haßte dieses Leben, wo Nachbarn aus den Fenstern spuckten, Nachttöpfe geleert werden mußten, und sie wußte mit entmutigender Gewißheit, daß es für sie – sollte sie die Schule nicht weiter besuchen dürfen – kein Entrinnen aus diesem Elend geben würde.

Ihr Leben hatte sich an dem Tag, als sie die Aufnahmeprüfung fürs Gymnasium bestand, auf dramatische Weise geändert. Sie war mit dieser freudigen Nachricht nach Hause geeilt und hatte in atemloser Aufregung und voller Stolz die Neuigkeit verkündet.

»Ach, du lieber Himmel, denk an die Kosten für die Uniform!« war die einzige Reaktion ihrer Mutter.

»Richtig!« stimmte ihr Vater zu. »Das können wir uns nicht leisten. Außerdem ist es eine lächerliche Geldverschwendung. Was für einen Sinn hat die Ausbildung eines Mädchens? Es landet sowieso in der Küche am Spülbecken.«

Für Jane war die Reaktion ihres Vaters das Beste, das hatte passieren können. Wäre er glücklich darüber gewesen, daß sie weiterhin die Schule besuchte, hätte ihre Mutter unweigerlich Einspruch erhoben, so tief war ihr Mißtrauen ihm gegenüber. Da er jedoch erklärte, die Unterschrift für die notwendigen Papiere zu verweigern, sorgte er, ohne es zu wollen, für Janes Zukunft.

Der Besuch der neuen Schule entfremdete Jane ihren Freundinnen in ihrer Straße, die alle zur Realschule gingen und Gymnasiasten haßten, einschließlich Jane. Sie machte mit dem Fahrrad meilenweite Umwege, um jede Begegnung, die oft mit Beschimpfungen und manchmal auch mit Steinwürfen endeten, zu vermeiden. Der Abgrund, der sich zwischen ihr und den Mädchen auftat, betrübte

und verwirrte sie. Sie war noch immer derselbe Mensch, eine Uniform konnte das nicht ändern. Sie alle hatten die gleiche Chance gehabt – es war nicht ihre Schuld, daß sie die Prüfung bestanden hatte und die anderen durchgefallen waren. Jetzt hatte sie keine Spielkameradinnen mehr, denn das Vorurteil galt auch für die Freizeit.

Das Gymnasium bot ihr jedoch wundervolle Kompensationen. Sie entdeckte, daß es Menschen gab, die einen zum Lesen ermutigten und Lektüre nicht für reine Zeitverschwendung hielten, wie es ihre Mutter tat. Ihr war nicht erlaubt worden, Mitglied in der Bücherei zu werden, weil ihre Mutter glaubte, Bücher seien schmutzig und voller Bakterien, also mußte sie sich mit den paar Büchern begnügen, die es im Haus gab. Mit zehn hatte sie alle Romane von Dickens gelesen, eine Gesamtausgabe, die ihr Vater bei einer Tombola gewonnen hatte, und das Buch *Der Arzt zu Hause*. Sie sparte ihr ganzes Taschengeld für Bücher, was ihre Mutter beunruhigte, da sie Tante Vi anvertraute, sie glaube, Jane sei sonderbar im Kopf.

Zum erstenmal lernte sie Musik kennen, die beim Zuhören ihr Gehirn durchflutete und sie traurig machte, wenn sie glücklich war und glücklich, wenn sie traurig war: Musik, die ihr das Gefühl gab, in ihrem jungen Leben sei alles möglich.

Sie entdeckte Bilder, als Drucke an den Wänden und als Abbildungen in großen Bänden in der Bücherei, die sie beflügelten, wie es die Musik getan hatte. Sie las Gedichte, die Gefühle beschrieben, die sie nicht hatte zum Ausdruck bringen können. Anfangs hatte sie den anderen Mädchen in ihrer Klasse gegenüber Hemmungen. Sie sprachen nicht nur mit einem anderen Akzent, sondern besaßen eine Ungezwungenheit und ein Selbstvertrauen im Umgang, die ihr fehlten. Sie fragte sich, woher diese Eigenschaften stammten. Da sie bisher nur in ihrer Gesellschaftsschicht gelebt hatte, war ihr nie der Gedanke gekommen, es könnten andere Kreise existieren. Jetzt, da sie damit

konfrontiert wurde, fühlte sie sich nicht wohl und zog sich hinter einen Schutzschild aus Schüchternheit zurück.

Dort wäre sie wohl geblieben, hätte nicht eines der Mädchen, Sylvia, sie eines Tages zum Tee zu sich nach Hause eingeladen. In ihr fand Jane nicht nur eine Freundin, sondern durch Sylvia änderte sich ihre ganze Lebensanschauung auf subtile Weise. Sie war sprachlos vor Überraschung, als sie gefragt wurde, wie sie in der Schule vorankam und wie ihre Pläne für die Zukunft aussähen. Sie hörte dieser Familie zu, die miteinander sprach, und merkte zum erstenmal, wie allein sie zu Hause war. Bisher hatte sie die einsamen Stunden akzeptiert, das Schweigen der Eltern, die kaum miteinander sprachen. Wie hätte sie wissen können, daß sie einsam war, wenn es keine Vergleichsmöglichkeiten gab? Jetzt wurde ihr ihre Situation bewußt, und sie wünschte sich, ihre Eltern wären anders. So sehr sie sich auch den Kopf darüber zerbrach, sie sah keine Möglichkeit, die Dinge zu ändern.

Statt dessen verbrachte sie soviel Zeit wie möglich mit ihrer neuen Freundin. Jane beobachtete aufmerksam das Benehmen, die Gewohnheiten und die Sprechweise ihrer Freunde. Ermahnte die Mutter ihre Tochter, gerade zu sitzen, die Ellbogen vom Tisch zu nehmen, die Sahne weiterzureichen und sich selbst zuletzt zu bedienen, so war es Jane, die diese Ermahnungen befolgte. Die Feinheiten des Umgangs mit dem Besteck, der Unterschied zwischen dem Schneiden und Brechen eines Brötchens waren in Janes Familie unwichtig. Bei ihr zu Hause gab es nur zwei Regeln. Die erste und wohl die wichtigste lautete, den Nachbarn keinen Anlaß zum Gerede zu geben. Die zweite war, »nicht mit Männern rumzumachen«. Jane war sich nicht ganz sicher, was das bedeutete, fühlte jedoch instinktiv, daß diese beiden Regeln irgendwie miteinander im Zusammenhang standen.

Jetzt, nach dem Ultimatum ihres Vaters, drohten alle ihre Träume zu zerplatzen. Und es waren so bescheidene

Träume gewesen. Sie hätte gern die Universität besucht, hatte den Gedanken jedoch als zu kostspielig verworfen. Was sie sich am meisten wünschte, war ein Zuhause wie Sylvias und einen Ehemann. Die einzige Möglichkeit, sich diesen Traum zu erfüllen, sah sie in der Fortsetzung ihrer Ausbildung. Sollte sie in der Fabrik zu arbeiten anfangen, würde sie wie ihre Mutter enden und einen Mann wie ihren Vater heiraten. Dann konnte sie ihre Träume von einem Ehemann, der jeden Tag einen Anzug trug, von Porzellangeschirr, das zusammenpaßte, von Regalen voller Büchern und von Schallplatten von Bach und Beethoven vergessen.

Es entsprach nicht der Wahrheit, was ihr Vater gesagt hatte: Sie blickte nicht auf ihre Eltern herab, sie fühlte sich ihnen nicht überlegen, obwohl sie mit jedem Tag mehr wußte als diese. War es nicht natürlich, die angenehme und erfreuliche Lebensweise, die sie kennengelernt hatte, für sich selbst anzustreben? Es gab so vieles, was sie gern mit ihren Eltern geteilt hätte, aber was hatte es für einen Zweck, mit ihnen über Poesie und Kunst zu sprechen? Je mehr sie lernte, um so fremder wurden ihr ihre Eltern.